

Verbrechen



Mohamed Wali, 52, kann seit dem Anschlag nicht mehr gut schlafen

Foto: Niklas Grapatin für DIE ZEIT. Screenshot aus einem YouTube-Video vom 28. 7. 2017

Es lässt ihn nicht mehr los

Mohamed Wali schläft schlecht. Die Alpträume, sagt er. Er wache nachts auf, zitternd, schwitzend. Dann steige er aus dem Bett, surfe im Internet, tue irgendwas, Hauptsache, Ablenkung. Es dauere ewig, bis er wieder einschlafe. Er sagt, so gehe das jede Nacht. Mohamed Wali erzählt das an dem Ort, an dem geschah, was ihm bis heute den Schlaf raubt: Barmbek, Fuhlsbüttler Straße, Edeka-Markt Müller. Wali, 52 Jahre alt, steht vor dem Geschäft, Leute mit Einkaufsrüthen wuseln um ihn herum durchs harte Licht der Leuchtreklamen. Seine Haare grau, sein Körper voller Spannung, auch sein Gesicht. Er hat eine Urkunde mitgebracht, außerdem zwei Medaillen, eine auf Holz für die Wand, eine in einem Kasten mit schwarzem Samtfutter. Alles von der Polizei bekommen. Zeugnisse der Ehrung, die er empfangen hat. Für seinen Mut.

Am 28. Juli 2017 nahm der Islamist Ahmad A. in dem Supermarkt, vor dem Wali steht, ein Messer aus dem Regal und stach auf Menschen ein. Ein Mann starb. Wali überwältigte den Mörder, gemeinsam mit sieben weiteren Männern. Die meisten waren Muslime, so wie Wali. Sie galten als die »Helden von Barmbek«. Anfang Dezember dieses Jahres wurde bekannt, dass einer von ihnen in Untersuchungshaft sitzt. Dem Mann wird Drogenhandel vorgeworfen, die Ermittlungen dauern an.

Die beiden Männer, Mohamed Wali und der zurzeit Inhaftierte, hatten seit 2017 keinen Kontakt. Man kann dennoch sagen, dass sie verbunden sind. Durch das, was sie sehen mussten, durch das, was sie taten, und wenn man so will: auch dadurch, dass sie nun beide gefangen sind, jeder auf seine Weise. Der eine in der Untersuchungshaftanstalt, vor allem aber in der Rolle des gefallenen Helden. Der andere in seinen Erinnerungen. Wenn es etwas gibt, das sich aus dem Fall des Helden im Gefängnis lernen lässt und auch aus der Geschichte des Helden Mohamed Wali, dann vielleicht dies: Am Wort »Held« klebt ein Preisschild.

Um den Preis zu erahnen, den Wali jede Nacht aufs Neue zahlt, muss man sich klar machen, was er damals sah und was er tat, an jenem Julinachmittag im Jahr 2017. »Hier ging es los«, sagt er und deutet auf den Eingang des Supermarktes. Wali kam gerade von der Moschee. Als er am Supermarkt vorbeilief, sah er Menschen herausstürmen. Der Mann mit dem Messer trat ins Freie und stach einem Mann in den Rücken. »Vor meinen Augen«, sagt Wali. »Nicht mal zwei Meter von mir entfernt.« Er sagt, er habe sich nicht bewegen können, seine Beine hätten sich angefühlt wie Gummi, aber er habe geschrien: Lass das Messer fallen! Ahmad A. habe »Allah Akbar« ge-

rufen, Wali rief: Allah verzichtet auf solche Taten! Der Mann ging auf ihn los, holte mit dem Messer aus. Wali sagt, er sei einen halben Schritt zurückgewichen, er wisse nicht, wie. Das Messer verfehlte seinen Bauch um wenige Zentimeter. Blut spritzte von der Klinge auf seine Kleidung.

Ahmad A. ließ ab und lief los, die Straße runter. Mohamed Wali hatte gerade eine Meniskus- und Kreuzband-Operation hinter sich, dennoch griff er sich einen Café-Stuhl und rannte dem Mann hinterher, die Gruppe der Verfolger wuchs rasch an. Wali sah eine Fahrradfahrerin. Er rief, sie solle abhauen, nur weg! Die Frau habe skeptisch geguckt, sagt Wali, sie habe nicht verstanden. Da habe der Mann schon auf sie eingestochen. Ahmad A., so erzählt Wali es, lief unter der U-Bahn-Brücke hindurch, dann in eine Seitenstraße. Dort bog er um die Ecke eines Klinkerbaus, von der anderen Seite kam im selben Moment eine Frau. Die beiden seien zusammengestoßen, erzählt Wali. Ahmad A. habe ihr sofort in die Brust gestochen. Dann, wenig später, flog ein Stein gegen Ahmad A.s Kopf, er ging zu Boden, die Männer, die später Helden genannt werden sollten, entwaffneten ihn. Wali brachte den Stuhl, den er sich geschnappt hatte, zurück zum Café.

An diesem Tag sah Mohamed Wali viel Schlimmes, Blut, Schmerz und Mordlust. Binnen wenigen Minuten, aus wenigen Metern Entfernung sah er, wie ein Mensch auf drei andere einstach. Er sah dem Mörder in die Augen, er stellte sich ihm entgegen. Er kam dem Tod nah.

Wenn man heute mit Wali den Weg abläuft, den Ahmad A. und seine Verfolger damals nahmen, wenn er schildert, was geschah, dann wiederholt er wieder und wieder: Er habe Gänsehaut, er zittere am ganzen Körper. Er sagt: »Ich habe das bis jetzt nicht verstanden. Das war eine Nummer zu groß für mich.« Wali bekam nicht mit, woher der Stein kam und wer ihn warf, er bekam überhaupt irgendwann nicht mehr viel mit. In Presseberichten von damals ist zu lesen, dass jener Mann den Stein warf, der heute in Untersuchungshaft sitzt.

Bislang war es so: Suchte man nach dem nun Inhaftierten im Internet, fand man einen »Helden von Barmbek«. Er hatte sich um diese Aufmerksamkeit nie beworben, er hatte gehandelt wie ein guter Mensch, wie ein bewundernswert guter; er hatte Leben gerettet und sein eigenes riskiert, so wie Wali und die anderen Männer auch. Sucht man ihn jetzt im Internet, findet man einen mutmaßlichen Drogendealer. Man darf davon ausgehen, dass niemand über den Verdacht gegen ihn berichtet hätte, wenn er nicht einer der »Helden« gewesen wäre. Seine gute Tat von damals ist sein Nachteil von heute.

Auf die Frage, ob er das fair finde, sagt Mohamed Wali: »Es tut mir leid für ihn, aber

2017 stoppten sieben Männer einen Messerstecher und wurden als »Helden von Barmbek« gefeiert. Einer von ihnen war Mohamed Wali. Wie geht es ihm? Und was denkt er darüber, dass jetzt einer der anderen Männer im Gefängnis sitzt?

VON FÉLICE GRITTI



Vor dreieinhalb Jahren stach ein junger Mann in grauem Shirt wahllos auf Passanten ein

es ist seine Verantwortung.« Wali erweckt den Eindruck, als könne und wolle er nicht viel dazu sagen.

Die meisten Menschen sind widersprüchlich, für Widersprüchlichkeit bleibt aber wenig Platz in der Rolle des Helden. Ein Held läuft immer Gefahr, zu fallen, den Heldenmaßstäben nicht zu genügen, sich am Ende als normaler Mensch zu entpuppen oder gar als Verbrecher. Nur schmälert das nicht seine heldenhafte Tat. Wali sagt: Ob gute oder schlechte Tat, beides gehe auf dasselbe Konto. Wer einen Fehler mache, müsse dazu stehen; wer eine Straftat begehe, müsse bestraft werden. »Er ist ein erwachsener Mensch«, sagt Wali über den Inhaftierten. »Er muss wissen, was er tut.«

Mohamed Wali klingt wie ein Mann, der von anderen erwartet, dass sie ihre Last tragen, ohne Jammern. Vielleicht weil er selbst eine Last zu tragen hat. Und vielleicht auch, weil er kein Mensch zu sein scheint, der sich Schwächen gestattet. Eigentlich.

Nach der Messerattacke traf Mohamed Wali seinen heute 21-jährigen Sohn und dessen Mutter, seine ehemalige Ehefrau. Der Sohn sagt, sein Vater zeige an sich wenig Gefühle, er bearbeite seine Probleme für sich. An jenem Abend aber habe er ihn erlebt wie nie zuvor. Aufgelöst, verwirrt, er habe dreimal erzählen müssen, dann erst hätten Mutter und Sohn verstanden. Mohamed Wali sagt, er habe erst mit Verspätung begriffen: »Ich hätte sterben können.« Zugleich fühlte es sich an, als hätte jemand anderes das alles getan: »Ich, ein Held?« Er schlief eine Woche kaum, seine Freunde blieben bis in die Nacht bei ihm. »Ich habe die Nacht gehasst.« Mohamed Wali litt, gleichzeitig wurde er berühmt, gemeinsam mit den anderen.

Wenige Tage nach der Tat schüttelte der Polizeipräsident ihnen die Hand. Der damalige Bürgermeister Olaf Scholz lud sie ein paar Wochen später ins Rathaus ein, am Ende des Jahres saßen sie noch in der Talk-Sendung von Markus Lanz. Und im Hotel Atlantic würdigte man sie als »Hamburger des Jahres«. Als Bilder von dem Tag im Juli gezeigt wurden, weinte Mohamed Wali. Die Kameras hielten drauf. »Ich konnte mich nicht halten«, sagt er. »Ich dachte: Verdamm, fast wärst du gestorben!«

Geboren wurde Wali in Ägypten, in einem kleinen Dorf zwischen Kairo und dem Sueskanal. Er wuchs in bescheidenen, aber sicheren Verhältnissen auf. Im Januar 1991 kam er nach Hamburg, zum Geldverdienen. Er arbeitete als Zeitungsausstreuer, als Tellerwäscher, als Flugzeugreiner, als Staplerfahrer, schließlich bei einem Verlag in der Logistik. Er fand eine Frau, gründete eine Familie, immer wohnte er in Barmbek. Er sagt, er sei heute mehr Deutscher als Ägypter. In Hamburg fühle er sich wie in seinem

Wohnzimmer, hier sei seine Heimat. Auch deswegen ist er stolz auf seine Tat, stolz auf die Ehrungen.

Und trotzdem lässt er keinen Zweifel daran, dass er jenen Tag im Juli am liebsten vergessen würde, für immer. Ihm wurde damals psychologische Hilfe angeboten. Auch wenn er heute über die Attacke sagt: »Das war der schlimmste Moment meines Lebens«, lehnte er die Unterstützung damals ab: »Ich dachte, ich bin ein starker Mann. Das war ein großer Fehler. Jetzt leide ich.« Er sagt, er lache weniger als früher. Und selbst wenn, blitzten manchmal die Erinnerungen auf. Die Leute fragten ihn dann: Was ist los?, und er antwortete: Nichts. Er knirsche seit damals heftig mit den Zähnen. Einmal sei ihm nachts ein Zahn gebrochen. Ein andermal sei er blutverschmiert aufgewacht: Er hatte sich die Unterlippe durchgebissen, konnte die Zunge durch das Loch stecken. Inzwischen nutzt er eine Beißschiene.

Um den Supermarkt macht er einen Bogen, drei-, viermal sei er vorbeigegangen in den letzten dreieinhalb Jahren, öfter nicht, obwohl er nicht allzu weit entfernt wohnt. Jedes Mal kom-

ANZEIGE

To play or not to play? Wir spielen weiter!

Online-Programm auf www.schauspielhaus.de

Deutsches Schauspielhaus Hamburg

men die Bilder, sagt er. Der Mann mit dem Messer, das Messer im Rücken des Mannes. »Das habe ich nie vergessen«, sagt er. »Und das werde ich nie vergessen.«

Ob er jetzt mit einem Psychologen sprechen wolle? »Ach«, sagt Mohamed Wali. »Man hat viel zu tun.«

Die meisten Helden werden für ihren Mut verehrt, für den Mut in einem Augenblick. Vielleicht sollte man sie außerdem für die Last verehren, die sie auch dann noch tragen, wenn der Augenblick längst verstrichen ist. Mohamed Walis Last jedenfalls scheint nicht gering. Er hat sie auf sich genommen und anderen Menschen erspart. Und auch wenn man nicht sicher sein kann: Es ist zumindest nicht unplausibel, dass eine ähnliche Last jener Mann trägt, der nun inhaftiert ist.

Fragt man Herrn Wali, was er sich für die Zukunft wünscht, dann sagt er: eine neue Wohnung. In seine jetzige war er kurz vor der Attacke gezogen, die Erinnerungen springen ihn aus jeder Ecke an. Er sagt, er sei froh, wenn er da raus sei. Vielleicht schläft er dann auch wieder besser.